

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1916

2.1.1916 (No. 1)

02 B 109, 5. 1916 Lesesaal BV 5/185

Die Pyramide

Sonntags-Beilage des Karlsruher Tagblatts

Nr. 1

Karlsruhe, Sonntag, 2. Januar

[5. Jg.] 1916

Inhalt: Des Markgrafen Traum. Von F. von Stengel. — Wie entsteht ein Volkslied? Von Dr. Eugen Verh. Privatdozent an der Universität München.

Des Markgrafen Traum.

Von F. von Stengel.

Horch, wie das Hifthorn schallt, wie die Meute kläfft, wie es im Gehölze knistert und kracht! Blätter, Zweige und Aeste brechen, fallen und fliegen weithin, als schleuderte sie eine unsichtbare Hand. Wie ein Sturmwind braust es durch den Wald mit Rossstampsen und lautem Hallo! Zwischen den tausendjährigen Eichen, den knorrigen Buchen eilt es dahin in buntem Gewirre: stattliche Reiter, in goldgesticktem Jagdrocke, mit wallender Feder auf dem Hute, gefolgt von der Schar der Treiber und umkreist von lechzenden Hunden; unaufhaltsam eilen sie dahin auf der Spur des Edewildes, des Sechzehners, dem es heute gilt. — Dort bricht er durchs Dickicht, in windesschneller Flucht; fast schon haben ihn die blutgierigen Rüden erreicht, sie kläffen, sie bellten, sie hehen ihn zu Tode, und doch ist er noch allen voran, das mächtige Geweih liegt auf dem schlanen Rücken, seinen rasenden Lauf nicht zu hemmen, kaum berührt er den Boden, atemlos, brechenden Auges fliegt er dahin, nur weiter, nur weiter, sei es in den Tod, ist's nur nicht der Tod durch das mörderische Geschoß!

Aufgeschreckt ist der ganze Wald, gestört die träumerische Ruhe; scheu flattern die Vögel auf: der Specht läßt sein Hämmern, des Finken Schlag verstummt, die Raben und Dohlen auf den höchsten Wipfeln der Tannen rufen ihr heiseres „Rab“ „Rab“ und folgen kreisend, hoch oben in der blauen Luft, des Markgrafen Jagd. Sie kennen sie wohl, diese kühnen Jäger, am besten von allen aber die edle Männergestalt voll feurigen Mutes, den stolzen Weidmann, den tapferen Krieger — kein Fremder ist er ja in ihrem Gebiete — ist es doch auch das seine —: Markgraf Karl von Baden.

Da er vorbeijagt, das Gefolge weit zurücklassend, da flüstert und rasselts im Gebüsch, da wisperts und lispelts im Moose, da summt und singt es im Laube, als ob die Geister des Waldes ihn begleiteten auf seinem eiligen Ritte. Doch er sieht und hört davon nichts, nur nach der Spur des Hirsches späht er, fliegt ihm nach durch den weiten Forst. Immer ferner tönen die Stimmen der Genossen, der Hunde Gebell verhallt, und der Hörneruf ist kaum mehr ein Echo. Schon lang ist er allein und achtet es nicht.

Aber jetzt steht sein Ross still, einem leichten Druck seiner Hand gehorchend; es schüttelt die seidene Mähne und wiehert leise, den klugen Kopf zum Herrn umwendend, als wolle es fragen: was nun? — Die Spur des Wildes ist verloren.

Der Markgraf nimmt den mit der Feder des Auerhahnes geschmückten Hut ab, wischt die Stirne mit seinem feinen Tuche. „Für heute mag es genug sein,“ sagt er leise, wohl auch dem Rosse zur Antwort. „Wir wollen Rast halten, sie werden uns wohl bald finden.“

Er schwingt sich leicht vom Pferde, wirft ihm die Zügel auf den Rücken, lockert Sattel und Zaum, damit der treue Gefährte ruhe; dann sieht er sich um; den Platz kennt er wohl: eine kleine Waldwiese ist es, umgeben von hohen, mächtigen Eichen und dichtem Unterholz, in der Mitte steht ein uralter, geborstener Stamm; vor Jahrhunderten spaltete ihn kasterhoch Blitz und Sturm, aber aus der tiefen Wunde sproßte längst wieder junges Leben, und Moos und Fleu bekleiden liebevoll den rauhen Stumpf. Dem Markgrafen ist der Platz wert wie kein anderer im weiten Hardtwalde; oft schon saß er hier denkend und sinnend, manche Stunde lang, wenn die Begleiter ihn auf der Spur des Wildes glaubten, sinnend für das Wohl derer, die er liebt wie seine Kinder. Oft, wenn sie wädhnten, er fröhne der Jagdlust, — denn das edle Weidwerk ist seine Freude — hat er hier in Waldeseinsamkeit erwogen und geplant, was er dann mit rascher Hand ausführte, — nicht immer zu aller Freude — ausführte, weil er es für recht hielt, wie es auch das rechte war. Galt es doch Wunden zu heilen, Hilfe zu schaffen, Einheit herzustellen in

dem durch Krieg und Kriegsnotte tief verwundeten, zerrissenen Lande.

Auch heute lagerten bald schwere Wolken auf des Markgrafen Stirn, als er jezt im Schatten des mächtigen Eichstumpfes sich niedergelassen und, das Haupt an den bemooften Stamm gelehnt, ruhte nach dem wilden Ritte. Kannte doch seine rege, rastlose Natur keine Ruhe, seine Gedanken arbeiteten immerfort. Doch lag heute noch anderes als nur sorgende Arbeit auf seiner Stirn, etwas wie Unmut sprach aus den finster zusammengezogenen Brauen und dem fast verächtlichen Zucken des Mundes. — Sie machten ihrem Markgrafen das Leben nicht immer leicht; zumal die treuen Durlacher, — denn treu waren sie trotz aller stillen und lauten Klagen; — sie wollten immer nur haben und nie geben, sie legten ihm vieles zur Last: für Gesang, Blumen und Tanz, für Jagd und schöne Frauen habe er immer volle Kassen, für den Ausbau des Schlosses zu Durlach sei nie ein Heller übrig. So klagten sie heute, wie schon oft. — Und doch wußte es Markgraf Karl besser. Es sprach mehr gegen den Durlacher Schloßbau als nur der Mangel an Geld, er halte es ihnen oft gesagt, sie wollten es aber nicht glauben, ihm nicht zugehen, nicht einmal, daß die sumpfigen Wiesengründe in der Nähe der Stadt Fieber erzeugten.

Doch weshalb soll der Markgraf sich grämen um des Volkes willen, hat er nicht genug getan in den sechs Jahren seiner Regierung, darf er nicht auch an sich denken, wie die andern tun? — Ein Fleckchen möchte er sich suchen, zur Ruhe für sich, ein Haus bauen, einen Garten haben für seine Blumen, wohin er flüchten kann, wenn ihm zu schwül wird. — Soll dies denn nicht möglich sein? — — —

Leise weht der Wind durch die Zweige und singt dem Markgrafen ein Schummerlied, seine Augen schließen sich und die Unmutswolke schwindet allmählich von seiner Stirn. —

Doch horch, wie es jezt über den Wipfeln rauscht! Zieht ein Unwetter heran? Wie dunkel wirds im Dickicht, das Himmelsblau verfinstert sich. Sind es Wolken oder ist es schon Dämmerung, Nacht? Was funkelt und leuchtet im Moose, sind es Glühwürmchen oder spiegelt sich der Mond in den Tropfen des Abendtaues? — Was schwebt jezt so geisterhaft herbei, leisen und doch schweren Fluges, fast berührt es des Markgrafen Stirn? Jezt läßt es sich nieder auf den zackigen Stumpf der Eiche, schlägt mit den dunkeln Fittichen und ruft laut: „Uhu!“ und nochmals „Uhu!“ und wieder „Uhu!“, daß es weithin schallt durch den Forst.

Und nun regt es sich allüberall: es huscht herbei über das Moos, es raschelt im Gestrüpp, trippelt über den Sand, klettert an den Zweigen heran, gleitet von den Stämmen ins feuchte Gras, lugt zwischen den Büschen hervor, in den Hecken lauscht es verborgen, späht nach allen Richtungen; dann eilt es herbei, das kleine, behende Volk der Zwerge, der Gnommen, der Geister des Waldes, eisgraue Männchen, in grünes Moos gekleidet vom Kopf bis zur Zehe. Die tragen die Axt auf der Schulter — Holzfäller mögen sie sein — die halten den Bogen und Pfeil bereit — Jäger sind sie, Schützen der Fluren — die andern dort mit Hacke und Spaten; sie bauen den Grund und hegen des Waldes; jene mit dem Hammer im Gurt, die Erdmännlein — verbringen ihr hundertjähriges Leben im Schoß der Erde, sie pflegen die Wurzeln der Waldbäume tief unten im dunkeln Schachte, während die dort, gewandt wie die Eichhörnchen, hoch oben herrschen auf den Wipfeln, den Wolken zunächst. Ihr Amt ist zu schauen nach Wetter und Wind; braust der Sturm heran, der rauhe Nord und Ost, dann biegen sie gewandt die Kronen der Eichen und Tannen, auf daß sie nicht brechen unter der feindlichen Wut. — So hat jeder sein Amt in der großen Schar, die herbei eilt auf der Eule Ruf. Sie drängen sich zusammen auf der Wiese und umstellen den Platz, wo der Markgraf ruht mit seinem Rosse.

„Was gibt es in der Nacht, wer ruft uns von der Arbeit, droht Gefahr unserm Reiche? — Eule, bist du's? Hast uns schon oft gewarnt; sprich, wo naht der Feind?“ — So ruft es tausendstimmig, wie die Windsbraut hallt es durch den Wald.

„Still, still, ihr Kobolde! haltet Ruh' und hört mich an, doch erst schaut her!“ Die Eule ruft's und läßt sich von der oberen Zacke herab auf die mächtige Wurzel, dicht neben den Schläfer.

„Der Markgraf ist's! Markgraf Karl! Von ihm Gefahr? Wie! Er, unser Feind? — Er liebt den Wald, keiner treuer als er! Eule, was soll dein Mahnen?“ So fragen sie alle, und schauen verwundert der eine den andern an.

„Ei, ei, ihr kurzfristigen Zwerge, ihr!“ lüchelt die Eule. „Wie klug ihr seid! — Hört mich an, dann frag! In Durlach war ich heute, — im Schloß, das der Markgraf nicht ausbaut, ist manch' Gefaß, das uns behagt, da weil' ich gern. Dort saß ich heute morgen, geschützt vor der stehenden Sonne unterm dunkeln Turmbogen; im Hof rüstete der Markgraf zur Jagd, musterte die Rosse und Hunde; da trat ein Fremder zu ihm. Freundlich begrüßt ihn Karl, und zusammen wandelten sie dann im Schloßhofe, bis sie zuletzt gerade unter mir stehen blieben im eifrigen Gespräche. Ich saß und lauschte, — gern höre ich klugen Menschen zu — doch was ich erfuhr, das freute mich nicht: ein Haus will der Markgraf bauen, einen Ruhesitz mitten im Wald, ein Schloß soll es sein, wie sie meinen, daß es großen Herren gebührt, mit Garten und künstlich gehegtem Park. — Ein Schloß im Wald, hört ihr's, ihr Gnomen, im Walde, auf unserem Grund und Boden.“

„Ein Haus! ein Schloß! hier im Walde! Nimmermehr! es soll nicht sein! wir dulden es nicht! wir sind die Herren, nicht er!“ tausendstimmig rufen sie's und schwingen Axt und Hammer, spannen Armbrust und Bogen. „Wag' es, Markgraf, wag' es nur!“

Doch plötzlich verstummen alle, nur eine Stimme hört man noch; ein gebieterisches Mahnen:

„Was will der Aufruhr! Was braust durch den Wald? Was gibt es hier? — Zurück, ihr Zwerge, ihr Kobolde, ihr Gnomen, alle zurück! Euer König naht!“

Stille wird es, auf einen Wink zu Boden sinkt die wilde, aufgeregte Schar. Der König naht, des Waldes Geist, der tausendjährige Greis. Sein Reitpferd ist der weiße Hirsch mit mächtigem Geweih, sein silberner Bart wallt lang herab auf des Reiters schneeiges Fell, die goldene Krone trägt er auf dem Haupt, sie stümmert von kostbarem Gestein; die Rechte hält den Herrscherstab umwunden mit der Eiche dunklem Laub, bis zur Erde hängt der Königsmantel, gewebt aus feinstem Moos, bestickt mit Blumen und schlankem Geäst; der Eisenlichtes Volk umschwebt ihn und streut Blüten auf den Pfad, den er betritt. Die Waldleute weichen zurück, keiner schaut mehr auf, zitternd knien sie am Boden, die Eule, der Unheilsvogel, zieht sich scheu in die Höhle der Eiche zurück, bangend vor dem Blick des Herrschers.

Beim Markgrafen steht der König still, schaut ihn an mit klugem Auge, freundlich mild, dann zu den andern spricht er: „Was ist's, was habt ihr hier? Was soll der Lärm? Einer trete vor und rede!“

Ein eisgraues Männchen naht zitternd; tief zur Erde gebeugt berichtet es dem König, was die Eule ihnen gesagt.

Der Waldesfürst hört schweigend zu; als jenes geendet, winkt er: „Eule, Unheilsverkündiger, herbei!“

Aus der Höhle des Baumes kriecht die Alte, zu Füßen des Herrschers läßt sie sich nieder, den Kopf halb unter dem Flügel versteckt: „Gnadel!“

Verächtlich schaut sie der König an: „Nachtvogel, laß das Prophezeien, mit deiner Weisheit ist es zu Ende, kannst immer nur Unheil verkünden, geh', vor meinen Augen laß dich nicht länger bliden. — Aber ihr andern hört mich an: Wollt ihr euch entgegenkommen der mächtigen Flut der Zeit? Wißt ihr euch so wenig zu entsinnen, was ehebem war und was heute ist? Worüber ist längst der Tag, wo wir allein Herrscher waren im deutschen Wald. Immer weiter dringt der Mensch, immer enger umschlingt er uns, drängt uns hinauf auf die Höhen der Berge, hinab in der Erde Schacht. Nicht mehr erfährt er unser Wallen und Sorgen wie einst, nur einzelne ahnen davon, der wenigen einer ist der, der hier ruht. Er ist gerecht und treu, ein wackerer Fürst, ein ganzer Mann. Ich kenne ihn wohl; vertraut er mir doch sein Trachten und Dichten, holt er sich doch Rates bei mir, wenn seine Räte ihm zu klug sind. Ihm will ich nicht entgegen sein, gern trete ich ihm ab den Kreis, den er erwählt, mag er bauen da und herrschen nach seinem Willen, ich werd' ihn schützen, so lange er dessen wert ist. Darum vor allem laßt uns sehen, wie er es meint in seinem Sinn, ob er treu ist in der Tat, wie in seinem Wort.“

Der Waldkönig spricht es, und leicht berührt er des Schlafers Stirn mit dem grünen Herrscherstabe: „Markgraf Karl, erwache!“

Der erhebt sich rasch; schlaftrunken, halb im Traume, halb im Wachen erschaut er der Geister wunderliche Schar: was ist's, was wollen sie von ihm? Ist es Traum oder Wirklichkeit? Er kann es nicht fassen, nicht begreifen.

Doch zum Fragen bleibt ihm nicht Zeit, denn der König spricht: „Markgraf, zu glücklicher Stunde bist du in unserer Mitte, manch' Menschenkind wollte sich solches wünschen, und sag' an, was dir am Herzen liegt, ein Wunsch sei dir erfüllt, doch e i n e r nur, d'rum überlege wohl.“

Sonderbar schaut ihn der König an, als wollten die funkelnden Neuglein ihn durchforschen bis auf seiner Seele Grund. „Sprich es nicht aus, ehe du geprüft! Das gesprochene Wort nimmt keiner zurück, und manch' voreilig Wünschen straft die Erfüllung.“

Wunderbar ist des Waldgeistes Rede, wunderbar der ganze Spuk, aber doch denkt der Markgraf nach, was ihm wohl am meisten am Herzen liege. — Wie er sinnt und denkt, lächelt der Herrscher sonderbar, erhebt zuweilen den Stab und läßt ihn wieder sinken; aber kein Wort fügt er dem bei, was er gesagt, und auch Karl spricht keines.

Einen Wunsch! — Warum nicht für mich selber? Für andere arbeite ich Tag um Tag, i h r Wünschen ist stets mein Ziel. Mein eigenes Sehnen zu stillen, ist mir vergönnt, einmal nur, nie wieder sonst! — Den Ruhesitz möchte ich, das kleine Schloß in Waldeseinsamkeit, den Garten dabei mit köstlichen Blumen, gewartet, gepflegt von lieblicher Hand, — Musik und Tanz in geschmückter Halle, Spiel und Scherz nach fröhlichem Mahle, die Freude zum Gaste dabei, die Sorge zu bannen. Soll es nicht sein?

Der Mund spricht es nicht aus, aber schon steht es vor ihm in wunderlichem Bilde.

Da ist das Haus, das Schloßchen im Walde, getragen von schlanken Marmorsäulen, die Mauern umrankt von Rosen und frischem Grün, kunstvolle Bildwerke stehen auf den Stufen, die hinauf führen zum prächtigen Festsaale und in die Nischen der lustigen Vorhalle; Gemälde in leuchtender Farbenpracht, Gold und funkelndes Gestein schmücken die Säle, und der Spiegel Glanz vervielfältigt wieder und wieder, was das Auge erfreut. Auch durchschreitet der Markgraf die herrlichen Räume nicht allein, ihn begleitet der Hofherren große Zahl, schöne Frauen und liebliche Mädchen warten seiner, Musik ladet zum Tanze, zum Mahle, zum frohen Spiele.

Hinaus in den Garten winkt der Tulpen und Hyazinthen Pracht, der Rosen Duft lockt; versüßend ruft die Nachtigall ins lauschige Boskett, wo geheimnisvoll die Fontäne plätschert — hier ist es gut sein: das ist Mon repos.

In den Park tritt der Markgraf jetzt; das Gefolge bleibt zurück, nur einer begleitet ihn, ein ernster Mann mit finstern Blick. Dort, wo das goldene Gitter den Garten trennt von der staubigen Landstraße, bleibt der Markgraf stehen. Was wollen die Leute da außen, die Bettler in erte Lumpen geküßt? Die hochläufigen Gesichter starren ihn an; die Weiber, die Kinder erheben die Hände flehend, mit drohender Gebärde die Männer. — Was will das Volk, was bedeutet das Drohen? Gebt Geld — aber weiset sie weg, sie stören des Festes Lust.

„Geld?“ antwortet spottend der finstere Begleiter. „Geld, wir forderten es von ihnen, und weil sie es nicht gaben, darum sind sie hier.“

„Von diesem Geld!“ ruft Karl. „Nimmermehr!“

„Woher sonst? — Mon repos verschlingt gar viel!“ lacht der andere spottend.

— Dunkel wird es vor des Markgrafen Auge. Nein, so war es nicht gemeint. Nicht dies ist sein Wunsch. Auf Kosten des Volkes will er nicht schwelgen. Fahr' hin, Mon repos! lieber wohnt Karl schlecht, als daß die Seinen darben! —

In Nacht sinkt das leuchtende Bild, der Garten, das Schloß, der Park. Einsam liegt Karl unter der alten Eiche auf der Wiese im Wald, die Geister sind verschwunden, nur die Eule ruft spottend ihr „Uhu!“ über seinem Haupte.

Es kann nicht sein, sein Wünschen ist eitel Torheit; gut, daß die Lippe das Wort nicht aussprach. Hab' Dank, Waldgeist, für dein Warnen. — — —

Horch, leise beginnt die Nachtigall ihr Lied, wie tönt es süß und schmeichelnd an sein Ohr. Er lauscht verwirrt und sich selbst vergessend geraume Zeit, ihm ist wohl ums Herz. Lange, lange hört er zu, ihm dünkt, eine Ewigkeit sei schon vergangen und doch ist's kaum eine kleine Spanne Zeit, die Nachtigall flötet ja fort und fort, er hört sie jetzt im Schlaf. — — —

Wo ist der Wald, die Wiese, der alte Stamm, an dem er ruhte?

Es ist heller Tag; warm scheint die Sonne aus wolkenlosem Himmel auf den glatten festen Stein, den sein Fuß betritt. Ein Treiben ist um ihn, als sei Markttag in einer großen Stadt. In einer großen Stadt! ja, so muß es sein. Karl steht auf einem weiten Platze, statliche Gebäude erheben sich rechts und links: dieses hier wird wohl das Rathaus sein, eine Wache steht davor, Kriegerleute, eine ganze Schar in schmucker Tracht, von strammer Haltung. Dort drüben eine Kirche, schöne Häuser reihen sich daran, Kaufläden mit großen Schaufenstern, wie er sie wohl auf seinen Reisen gesehen hat; geschäftige Menschen treiben sich auf dem Platze herum, zwischen Händlern und fleißenden Weibern, die in langen Reihen ihre Waren, Gemüse, Obst, Eier und Butter, nebst sonstigem Kram, ausgebreitet haben; feine Herren und Frauen, frische Dirnen und Mädchen von herzogwindegender Anmut, Kinder mit Büchern und Mappen,

Landleute, derb und kräftig dazwischen, alle in seltsamer, fremder Tracht. Froh sehen sie aus, glücklich, tüchtig und arbeitsam.

Der Markgraf sucht sich den Weg durch die Menge, mancher bietet ihm freundlichen Gruß, doch kennt ihn keiner, wie ihm alle fremd sind.

Ein Alter steht an einem Schaufenster, wo Buch an Buch den Wißbegierigen lockt. Der Markgraf tritt hinzu, die Titel der Bücher ziehen ihn an, und doch lauten sie fremd, deuten auf Dinge, von denen er nie gehört, deren Namen selbst ihm Rätsel sind. Der Alte, der da steht, sieht klug aus, auch grüßt er mit freundlichem Blick.

„Wie heißt die Stadt?“ fragte der Markgraf.

„Karlsruhe, Herr.“

„Karlsruhe?“ wiederholte der Markgraf verwundert.

„Ja, des Großherzogs von Baden Hauptstadt und Residenz, ist das Euch fremd? — Nach dem Gründer trägt sie den Namen, nach dem Markgrafen Karl; steht die Pyramide dort, da liegt er begraben inmitten der Stadt seit mehr als hundert Jahren und schläft den ewigen Schlaf. Klein fing er an; aus Holz, das ihm der Wald lieferte, baute er sich das Schloß, und dem Volke die Häuser. Gering war der Palast, nichts Schönes gab es dabei, es sei denn der Garten und Park, der lag ihm am Herzen, und das gönnte ihm sein Volk, denn mehr noch kümmerte ihn dieses und das Wachsen der Stadt, das Wohl der Bürger, — klein fing er an, träumte wohl nie von der heutigen Pracht; es wäre ihm zu gönnen, er wachte einmal auf und schaute die Frucht, die er gesät.“

Während der Alte redet, schaut der Markgraf hin nach der Pyramide, er hat sie noch nicht gesehen, es ist ein kleines unscheinbares Ding, verschwindet ganz durch die Umgebung — dort liegt begraben seit mehr als hundert Jahren Markgraf Karl — Markgraf Karl? — Wer ist's. — Er selbst oder ein anderer gleichen Namens? — Nicht er — steht er nicht da und lebt? —

Der Alte neben ihm sieht ihm ins Gesicht: „Ihr seid wohl fremd hier, laßt mich Euer Führer sein. Der Gang durch die Stadt lohnt sich wohl.“

Die beiden durchwandern die Stadt: die lange breite Straße mit den schmucken, hohen Häusern, — nur da und dort steht noch eines zwischen drinnen, halb erdrückt, ganz verschämt unter den andern, als sei es vergessen in den Jahren, wo das Alte neu geworden. Schaufenster reiht sich an Schaufenster, — wech' seltene Dinge sie feil bieten, die Karlsruher sind wohl ein verfeinertes Geschlecht! — Die Straße ist nicht still, frisches Leben wogt auf und nieder; Wagen und Reiter in der Mitte, zu beiden Seiten Fußgänger jeder Art in geschäftigem Treiben. Jetzt schallt Musik! Kriegsleute sind's, in stramm gegliederter Kolonne, mit klingendem Spiele durchziehen sie die Straße, gefolgt von der frohen Schar der Müßiggänger; der Markgraf mit seinem Begleiter schließt sich an. In eine Seitenstraße biegen sie jetzt ein, sie führt zu einem großen Plaze mit prächtigen Lindenalleen, geschmückt mit grünen Rasen- und farbenglühenden Blumenbeeten, mit rauschenden, schäumenden Springbrunnen; ein ehernes Standbild steht in der Mitte, gerade vor einem stattlichen Schloß.

„Seht Ihr den Turm dort über dem Schloß emporragen?“ fragt jetzt der Begleiter den Markgrafen, „am besten, Ihr steigt hinauf, von dort überschaut Ihr die ganze Stadt.“

Und ehe der Markgraf geantwortet, sieht er sich oben auf der Zinne des Turmes, er weiß nicht, wie ihm geschah, und wendet sich nach dem Gefährten. Doch der ist verschwunden und er begegnet des Waldkönigs forschendem Auge: mit Krone und Herrscherstab, im Königsmantel, das Schwert an der Seite, steht der Gnomenfürst neben ihm, ehrfurchtgebietend trotz seiner Kleinheit.

Er spricht kein Wort, aber mit dem Stabe deutet er bald da, bald dort hin, und wohin er deutet, folgt ihm des Markgrafen Blick. Vor ihnen liegt die Stadt, gleich einem Fächer sich ausbreitend von einem Mittelpunkte, dem Schloß, in strahlenähnlichen Linien: doch zu eng scheint der Plan geworden, denn weithin erstreckt sie sich, nach Ost, West und Süd — den Rahmen zerschneidend, der ihr gesteckt — mit Häusern, Willen, Schloßchen, Gärten und weiten Plätzen, drängt Feld und Wald zurück, zieht die Dörfer in ihren Bann zu einem großen Ganzen; nur im Norden steht noch ernst und schweigend der dunkle Wald, und im Süden der mächtigen Eichen eine geringe Zahl, der Menschenhand trotzend, wie sie trotzen der Jahrhunderte Nacht. Aber allüberall in den Straßen erfreut liebliches Grün das Auge, in langen Alleen, in Gärten, auf Plätzen, in lustigen Bostkettens breitet es sich aus: ein Stück des Waldes, der sein Recht behauptet und den Bewohnern freundlich gesinnt ist, die ihn liebend hegen als höchstes Gut.

Wie des Markgrafen Blicke hinschweifen über die Fächerstadt, da erschließt ihm des Waldkönigs Stab Tür und Thor: er betritt die lustigen Räume der großen Häuser, wo frohe Kinder zuerst den Ernst des Lebens ahnen, die hohen Säle, wo die strebende Jugend den Durst nach Wissen befriedigt und lernt, wie den fliehenden Jahren bleibender Wert zu verleihen. Er sieht das stille Schaffen des Künstlers in geweihter Werkstätte; die glühenden Räume durchschreitet er,

wo hundert Hände arbeiten an fremdartigen Werken, gebietend dem Wasser und Feuer; er bewundert die Schätze, die, in würdiger Halle aufgestellt, dem Beschauer zur Freude, dem Sammler zur Ehre gereichen und die das Leben verschönernden Künste einem jeden näher bringen. In die ersten Gemächer tritt er, wo die Väter der Stadt beraten über das Wohl der ihnen Anvertrauten; in dem weiten Saale steht er lauschend auf die Worte derer, die aus allen Gauen des Landes zusammengekommen sind, zu tagen für die Freiheit und den Fortschritt des Volkes. Und dann wieder, fern von der ersten Arbeit, hört er den Tönen der Musik zu und ergötzt sich am Bühnenspielen; unter den Palmen, die eine sorgende Hand in glasgedecktem Garten pflegt, träumt er vom fernen Süden, und im Schloßpark bebraucht Blumenduft seine Sinne. An des Waldkönigs Hand schwebt er von Haus zu Haus, schaut ins Herz der Bewohner, und wohl ihm — mehr Freude als Leid findet er! Tränen sieht er wohl, doch auch die Hand, die sie trocknet, ist nahe. Die schmerzende Wunde, das verzehrende Leid, die schleichende Krankheit ist nicht fern, aber auch das, was Menschen vermögen zur Linderung, zur Heilung, ist bereit. Nicht elende Siechenhäuser findet er hier, sondern freundliche Räume, wo die Liebe pflegt, der Kranken und der Alten wartet, die Kinder erzieht und die Schwachen stützt; und allüberall hört er das Wort: das Haus steht unter der Fürsten Schutz, die Verstorbenen haben es gegründet, die Lebenden führen es fort und stiften Neues für alte und neue Not, und freudig bietet die Bürgerschaft die Hand, wo es gilt, zu helfen und zu lindern.

Es ist eine andere Zeit, ein anderes Volk, dem Markgrafen fremd, aber er versteht es doch: ein reiches Leben entrollt sich vor ihm, erst im Beginne seiner Laufbahn, aber mit Riesenschritten sich entwickelnd, entfaltend, vielversprechend für eine ferne Zukunft. —

Aber jetzt wendet Markgraf Karl sich zum Waldkönig — wieder ruhen sie auf des Turmes Zinne, — eine Frage schwebt auf seinen Lippen; doch der Zwerg fürst umgeht sie. Mit dem Finger deutet er auf eine weiße Rauchwolke, die, einen schwarzen Körper schlängengleich nachziehend, sich durch die Felder windet dicht bei der Stadt und dann im Walde verschwindet; lange noch leuchtet ein feuriges Auge durch das dunkle Dickicht und ein schriller Pfiff; ein Zischen und Schnauben gelst weithin durch die Luft, den Markgrafen mit unheimlichem Grauen erfüllend.

Der Herrscher des Waldes lächelt und spricht: „Sieh da, des kommenden Jahrhunderts Zeichen, ihm dienen die Geister des Feuers und Wassers, die feindlichen Elemente vereinen sich auf sein Gebot; den Blick wird es fesseln und zu seinem Sklaven machen . . . doch halt — das ist der Zukunft Rätsel, nicht lösen darf ich es dir. — Die Zeit ist um, Markgraf Karl — nenne nun den Wunsch, den der Geist des Waldes dir erfülle: soll Mon repos dein sein, ein Lustschloß für dich, wie dein Herz es ersehnt?“

„Halt ein!“ ruft Karl, „nicht das törichte Wünschen strafe mit Erfüllung. — nach andrem trachtet mein Herz: wenn mein Auge sich erfreut hat am Wachsen und Gedeihen der neuen Stadt, deren Grundstein meine Hand legen möchte, wenn es gesehen, wie Gemein Sinn und Tüchtigkeit Wurzel gefaßt hat in der jungen Gemeinde, wenn Ordnung und Wohlstand Wächter des Hauses geworden sind, dann laß Markgraf Karl ruhen in der Mitte seiner Kinder.“

„Es sei! Doch der Anfang ist schwer, nur ahnen kannst du das künftige Werden; das Jahrhundert verrinnt, ehe die Saat, die du säest, kräftig ersproßt.“

„Ich wag' es doch! Mir hilft des Volkes Treue.“

„Und des heimischen Waldes stärkender Geist.“ — — —

Leise verhallt das Wort. Ist's der Nachtigall störender Ton, des Windes Lispeln im Busch oder eines fernen Echos geheimnisvoller Ruf? Es weckt den Markgrafen aus seinem Schlaf. Er schaut um sich, verwundert, verwirrt; doch rasch erkennt er den Ort, die Waldwiese, den Stamm der blitzerschmetterten Eiche, sein Roß, das ihm freudig entgegenwiehert und ungeduldig im Sande scharret. Von ferne tönt des Hifthorns Klang, die Jagdgenossen nahen. Er wischt die Augen, nimmt den Hut vom Boden und bedeckt sein Haupt, dann geht er langsam zu seinem Roß, schwingt sich in den Sattel und sporn es an: zu den Gefährten, nach Hause. — Es war alles nur Traum, nur nekircher Spul, — Mon repos und Karlsruhe, nur eitel Schaum. — — —

Doch nein, kein Traum! bei Gott es soll keiner sein! —

Heimwärts reitet er mit den Genossen: keinem vertraut er an, was er im Schlafe geschaut. Doch wenige Tage nur vergehen, und dort auf der Wiese, wo er geruht und geträumt, legt er den Grundstein zur neuen Stadt! — — —

Des Markgrafen Wunsch ist erfüllt, er ruht und schläft den ewigen Schlaf inmitten der Seinen — und über ihm woget das wachsende, sassaent: Leben.

Wie entsteht ein Volkslied?

Von Dr. Eugen Lerch,
Privatdozent an der Universität München.

Ueber Begriff und Wesen des Volksliedes ist man sich noch keineswegs einig. Manche Forscher wollen als Volkslied in strengem Sinne nur solche Lieder gelten lassen, die von Volke nicht bloß aufgenommen, sondern auch in Wort und Weise von ihm geschaffen worden sind; danach wären Goethes „Weidenwächter“, Heines „Vorspiel“ und Ueberhorsts „Blüthen“ eigentlich keine Volkslieder. Andere wieder behaupten, das „Volk“ selbst, d. h. die ungebildeten Stände, insbesondere Bauern und Arbeiter, bringe überhaupt keine Lieder hervor: das Volkslied sei immer das Erzeugnis eines einzelnen, eines Höhergebildeten — wenn auch sein Name nicht immer bekannt wird. Danach gäbe es also überhaupt keine Volkslieder „in strengem Sinne“.

Lassen wir die graue Theorie und greifen wir hinein ins volle Menschenleben! Hat nicht schon dieser Krieg, der so viel Begeisterung ausgelöst hat, auch Volkslieder hervorgebracht?

Von der merkwürdigen Umdichtung des „Guten Kameraden“, die unsere Soldaten jetzt so viel singen, will ich nicht reden. Danach wird bekanntlich der Schlussvers einer jeden Strophe durch einen Gloria-Gezang ersetzt, so daß folgende dichterische Seltensamkeit zustande kommt:

Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern findst du nit.
Die Trommel schlug zum Streite,
Er ging an meiner Seite
Gloria, Gloria, Gloria, Viktoria,
Mit Herz und Hand
Fürs Vaterland, fürs Vaterland!
Die Bäume im Walde,
Die singen so wunderwunderschön,
An der Heimat, in der Heimat,
Da gibt's ein Wiedersehen!

Daß das „Wiedersehen in der Heimat“ mit dem „ewigen Leben“ der letzten Strophe nicht recht zusammen stimmt, hat dem Siegeslauf dieser Verbesserung offenbar keinen Abbruch getan. Vielleicht stammt sie von jemand, der vom „Guten Kameraden“ überhaupt nur die erste Strophe kannte, nicht aber auch die tragische Fortsetzung von der Kugel und dem ewigen Leben, — von jemand, der überhaupt nicht wußte, daß das Lied von Umland stammt, und der unter dem guten Kameraden unseren österreichischen Waffenbruder verstand, denn ich habe das Lied schon in den Tagen der Kriegserklärung Oesterreichs an Serbien singen hören. Dann aber würde der Dichter sicherlich nicht zu den „Höhergebildeten“ zu rechnen sein. Warum er den Gloria-Gezang unvermittelt an den vierten Vers des „Guten Kameraden“ gehängt und den fünften jedesmal erbarmungslos wegrasiert hat, wird wohl immerdar zu den unerforschlichen Rätseln der Volksdichtung gehören.

Interessanter noch ist ein anderes Soldatenlied, das sich gleichfalls in diesen Tagen der größten Beliebtheit erfreut. Es lautet:

Heimat, o Heimat, bald muß ich dich verlassen,
Denn unser Kaiser ruft, er ruft uns zu den Waffen.
Frankreich läßt uns keine, keine, keine Ruh,
Morgen marschieren wir Frankreich zu.

Frankreich, o Frankreich, wie wird es dir ergehen,
Wenn du die deutschen Soldaten wirst sehen!
Deutsche Grenadiere, die tragen schwarz-weiß-rot,
Wehe, o wehe, Franzosenblut!

Bruder, ach Bruder, ich bin ja schon geschossen!
Feindliche Kugeln, die haben mich getroffen!
Geh und hol' mir einen, einen Feldarzt her,
Frage ihn, ob mir noch vielleicht zu helfen wär'!

Bruder, ach Bruder, ich kann dir ja nicht helfen,
Nur für das Vaterland tapfer weiterkämpfen.
Helf dir der liebe, liebe, liebe Gott!
Heute oder morgen marschieren wir fort.

Unsereparole heißt: Drauf auf die Franzosen!
Englische Soldaten, die werden auch gedroschen!
Und dann kommt der Russe noch im Osten dran;
's sind gar ihrer viele, die uns greifen an.

Heute oder morgen marschieren wir weiter
Ueber die Grenze nach Frankreich hinein!
Weit wohl über die Berge, weit wohl über Tal,
Schah leb wohl — auf ein anderes Mal!

Diese Version dürfte der „ursprünglichen Fassung“ noch ziemlich nahe stehen. Nur statt „Franzosenblut“ hieß es am Ende der zweiten Strophe wohl eher „Franzosenbrut“. Ein Hörfehler, wie er bei der mündlichen Verbreitung unschwer entstehen konnte. Daß der Dichter kein Literat ist, ersieht man aus Reimen wie verlassen: Waffen, geschossen: getroffen, helfen: kämpfen, Gott: fort, Franzosen: gedroschen oder gar weiter: hinein. Fürs Ohr genügen sie zur Not. Und wo erst die Melodie da ist, da kommt es auf die Reime nicht mehr so an.

Woher ist dieses Lied plötzlich gekommen? Niemand weiß es. Nur in „Deutschen Volksliedern aus Oberhessen“, die Dr. Otto Wüchel-Marburg 1885 hat erscheinen lassen, findet sich (als Nr. 34 auf Seite 25) ein heffisches Soldatenlied mit folgendem, echt volkstümlich unzusammenhängendem Text:

Der Verwundete.

Kamerad, ich bin geschossen,
Eine Kugel hat mich getroffen.
Bringet mich nach meinem Quartier,
Daß ich gleich verbunden werd' allhier.

Kamerad, ich kann dir nicht helfen,
Helfe dir der liebe Gott selber,
Helfe dir der liebe Gott,
Morgen marschieren wir wieder fort.

Morgen früh um halber viere
Müssen wir Soldaten marschieren,
Marschieren wir zum Tor hinaus,
Schönster Schah, und unsre Lieb' ist aus.

Ein jeder Gärtner hat sich zu bemühen,
Alles Unkraut auszuziehen.
Alles Unkraut wächst hinzu,
Schönster Schah, und ich hab' keine Ruh'.

Keine Rose wächst ohne Dornen,
Ein jeder Mensch hat seine Sorgen;
Denn wo drei Verliebte stehn,
Da muß einer fort nach Hause gehn.

Wie köstlich naiv ist das Jugeständnis, daß mit dem Ausmarsch auch die Lieb' aus ist! Ein Gebildeter hätte so nicht gedacht. Und an dieses Lied, das schon vor einem Menschenalter gedruckt worden ist, finden sich im Kriegslied 1914 deutliche Anklänge, nicht bloß in den beiden ersten Strophen, sondern vielleicht auch in dem „keine Ruh“ der vorletzten Strophe — was aber auch Zufall sein kann. Dabei scheint das heffische Liedchen eine ganz andere Melodie zu haben. Wir haben also den merkwürdigen Fall, daß ein Soldat, vielleicht ein Heffe, ein altes Volkslied einer neuen Melodie anpaßt und „aktuelle“ Strophen hinzudichtet.

Wie alle Volkslieder, die wirklich im Volke entstanden sind, ist auch dieses in zahlreichen Variationen verbreitet. Da sie lehrreich dafür sind, wie ein solches Lied sich bei der Verbreitung verändert, so sei wenigstens eine derselben hierhergesetzt:

Deutschland, ach Deutschland, ich muß dich verlassen,
Deutschland, ach Deutschland, ich muß dich verlassen!
Frankreich das läßt mir, das läßt mir keine Ruh,
Morgen marschieren wir nach Frankreich zu

Mutter, ach Mutter, ich kann dir nicht helfen,
Mutter, ach Mutter, ich kann dir nicht helfen,
Helfe dir der liebe, der liebe Gott,
Morgen marschieren wir nach Frankreich fort.

Frankreich, o Frankreich, wie wird's dir ergehen,
Wenn du die deutschen Soldaten wirst sehen!
Deutsche Soldaten, die haben frohen Mut,
Wehe dir, o wehe dir, Franzosenblut.

Bruder, ach Bruder, sie haben mich geschossen,
Feindliche Kugeln, die haben mich getroffen,
Bringet mich ins nächste, ins nächste Lazarett,
Daß meine Wunde verbunden wird.

Heute oder morgen marschieren wir weiter,
Heute oder morgen marschieren wir weiter,
Weiter, immer weiter, über Berg und Tal,
Schah lebe wohl, bis auf ein andres Mal!

Hier ist also aus „Bruder, ach Bruder, ich kann dir nicht helfen“ ein „Mutter, ach Mutter . . .“ geworden. Die Strophen sind dementsprechend umgestellt, die Strophe gegen die Franzosen, Engländer und Russen fehlt überhaupt (was darauf schließen läßt, daß sie erst späteren Ursprungs ist), und drei von den fünf Strophen sind im Anfang nach dem Rezept behandelt: „Und wer das Lied nicht weiter kann, der fängt es wieder von vorne an.“ Offenbar hat der Sänger, der diese Version verbreitet hat, schlecht verstanden oder schlecht behalten. Und gerade diese Wiederholung ist von hoher poetischer Wirkung!

Bei dieser Gelegenheit sei noch erwähnt, daß das bekannte „Wenn die Soldaten durch die Stadt marschieren“ hier in München in folgender origineller Fassung, die von den gedruckten wesentlich abweicht, gesungen wird:

Wenn die Soldaten durch die Stadt marschieren,
Öffnen die Mädchen Fenster und Türen.

Ei warum? Ei darum:
Bloß zwegn dem dschinerada, dschinerada, humdara,
Bloß zwegn dem dschinerada, dschinerada, bum!

Zweierlei Lächer, Säunrrbart und Sterne
Haben die Mädchen alleamt gerne.

Ei warum? Ei darum: . . . usw.
Wiken im Felde Bomben und Granaten,
Weinen die Mädchen um ihre Soldaten.

Ei warum? Ei darum: . . . usw.
Kommer die Krieger wieder in die Heimat,
Finden sie die Mädchen alle schon verheirat.

Ei warum? Ei darum:
Bloß zwegn dem dschinerada . . . usw.

Wer versteht ihn, diesen letzten Vers? Er verdankt seine Entstehung wohl am meisten dem zwar nicht ganz regulären, aber eindrucksvollen Reim Heimat: Verheirat. Tut nichts. Beim Singen kommt es eben weniger auf den Sinn, als auf den Klang an!